

Das Erlebnis eines Pfarrers.

Von Carl Busse.

Vor einigen Jahren hatte ich in einem schlesischen Städtchen zu tun. Schon seit langem hatte ich mir in den Kopf gesetzt, dort Nachforschungen nach etwaigen Vorfahren meiner Familie anzustellen. Die Spuren wiesen deutlich dorthin, und auf eine Anfrage erhielt ich vom Pfarramt die Mitteilung, daß die Kirchenbücher aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zum Teil wenigstens noch vorhanden seien. So benutzte ich denn einen notdürftigen Aufenthalt in Breslau, um den kleinen Absteher zu machen.

Ich hatte mir das Städtchen winziger und stiller vorgestellt. Die Schornsteine zahlreicher Fabriken ragten auch hier schon in die Luft, große Hotels und stattliche Privatbauten umgaben den Marktplatz, und an den weitläufigen Güterschuppen des Bahnhofes konnte man leicht das Vorhandensein einer ausgebreiteten Bergwerksindustrie erkennen.

Als ich den behäbigen Hotelwirt nach dem Pfarrer fragte, verklärte sich sein Gesicht. Und aus der Art, wie er mir Bescheid sagte, entnahm ich zur Genüge, welche Verachtung der Geistliche in der ganzen Stadt genoß.

Das Pfarrhaus lag nicht direkt an der Straße, sondern war etwas zurückgebaut. Im Sommer mochte das Land der mächtigen Kastanien, die wie Wächter davorstanden, es halb verdecken — jeht im Herbst schimmerte es freundlichs durch die schon halb gelichteten Bäume. Auf dem Wege lagen hier und da die aufgedorneten Hülsen und die reifen Früchte, nach denen zwei Gassenbuben durch den Jaun angelen, und wenn einer dann eine Kastanie erreicht hatte, gab es ein helles Triumphgeschrei, das in der glasternen Herbstluft weiter als sonst drang.

Der Pfarrer selbst paßte zu dem freundlichen Hause und der ruhigen Klarheit, die ringsum verbreitet war. Gehegte Heiterkeit und stiller Friede, der keine Stürme und keine Wirren kennt, sprach aus seinen Augen. Er gehörte zu den Menschen, deren Nähe schon wohltut.

Vereinstimmlich wies er mir die erbetenen Kirchenbücher vor, räumte mir den neben seinem Arbeitszimmer gelegenen feinen Bibliotheksraum ein, in dem ich nach Verzeihung die vergilbten, wurmzerfressenen Bände durchblättern konnte, und tat auch sonst alles, um mir meine Aufgabe zu erleichtern. Die Frau Pfarrerin stellte mir, ohne auf irgendeine Widerrede zu achten, ein bescheidenes Frühstück auf den Tisch und entfernte sich dann mit ihrem Gatten zugleich. Da sah ich nun und konnte die längst gehegten Absichten ausführen. Ich begann auch wirklich zu suchen: Die Leute wurden getauft und konfirmiert, dann heirateten sie, meldeten selbst Kinder an, starben. Es war seltsam, hier so ganze Generationen gleichsam an sich vorbeiziehen zu sehen. Und alles Namen längst Verstorbener und Vergeßener — Namen, deren Träger kein Lebender mehr kannte. Unwillkürlich ward es stiller in einem; und vorsichtiger, als fürchte ich die Toten sonst, wendete ich Blatt um Blatt.

Im Zimmer war eine wohlige Wärme. Die Bücherschränke ringsum, der polstige Kupferstich über der Tür, all die Möbel und Sessel mit den oft abgenutzten Kissen, die Konfirmationsnennungen geschnittenen Schilmschollen waren wohl Jahrzehnte alt und saßen so friedlich und behaglich drein, als sei der Geist des Hausherrn auf sie übergegangen. Kein Wunder, daß man die Zeit vergaß.

So konnte es geschehen, daß ich der Stunde nicht achtete und nicht wenig überaus war, als mich die Pfarrersleute zu Tisch boten. Die Einladung wurde mir so liebenswürdiger Selbstverständlichkeit vorgebracht, daß eine Ablehnung unhöflich gewesen wäre. Nach dem Essen verdunderten wir noch eine ganze Weile, so daß der Nachmittag schon ziemlich vorge-rückt war, ehe ich zu meiner Arbeit zurückkehren konnte. Als sie gegen Abend beendet war, überragte ohne Erfolg, ließ ich mich gern auch noch länger zurückhalten.

Ich setze alles noch wie heute vor mir. In dem geräumigen Arbeitszimmer saßen wir drei. Rechts im Großvaterstuhl, die übliche Pfeife rauchend, der Pfarrer; neben der Lampe am Schreibtische seine Frau mit irgendeiner Handarbeit; ich mehr nach links, von meiner Arbeit erzählend, meinem Leben und meinen Plänen. Plötzlich ging draußen die Haustür und slog krachend wieder zu. Der Wind mochte sie aufgestoßen haben. Ich unterbrach mich und schwieg, da ich merkte, daß meine Worte lauschten. Dann erhob sich die Hausfrau und ging leise zur Tür.

„Es ist nichts“, sagte sie und sah ihren Mann an, als zu rückkam. Er nickte und holte tief Atem. Es war, als ob eine leise Bestätigung von ihm würde. Fast verlegen bat er um Entschuldigung und ermunterte mich zum Fortfahren.

Aber der kurze Augenblick vom Gehen der Tür bis jetzt hatte eine seltsame, fast unheimliche Stimmung in mir erzeugt. Ich kam kurz zum Ende, und lange Zeit blieb es dann still,

als wäre etwas zwischen uns. Der Pfarrer sah mit abwesenden Augen vor sich hin, hin und wieder schweifte sein Blick zur Wand. Dort hing ein kleines Bild in gewöhnlichem Papprahmen. Es stellte eine alte Frau dar. Die Hüfte konnte ich nicht erkennen.

Wie ward die Stille quälend. Eben wollte ich aufstehen und mich mit einigen Worten des Dankes empfehlen, als mein Blick gleichsam zu erwachen schien und so freundlich um Nachsicht bat, daß ich fast verlegen ward. Ich sagte ihm offen, eine wie seltsame Empfindung mich vorhin befallen habe, und fügte zur Erklärung bei, daß mir manches im Leben passiert wäre, was mich für derartige Stimmungen empfänglich mache. Er wechselte mit seiner Frau einen raschen Blick und sagte zögernd: „Auch ich habe manches erlebt, was wohl sehr merkwürdig ist, so daß die Leute mich einen Narren schelten würden, wenn ich's erzählte. Über eigentlich ist es für mir nur eines passiert, was sich mir unergötzlich eingepreßt hat, aber das ist dafür um so wunderbarer. Auch bin ich weder ein nervöser Mensch noch irgendwie phantastisch. Früher habe ich die Geschichte manchmal zum Besten gegeben. Ich tue es schon seit langem nicht mehr. Auch Sie bitte ich, heute nicht in mich zu dringen. Aber da ich Ihnen nach dem Vorgesagten doch wohl eine Erklärung schuldig bin, so will ich den Vorfall, den ich meine, aufschreiben und Ihnen den einfachen Bericht senden. Wegen Sie sich dann selbst einen Weg daraus machen!“

Nach in Breslau erhielt ich in einem sorgsam veriegelten Briefe seine Aufzeichnungen. Ich habe fast nichts davon geändert. Mit Bleistift stand über dem Berichte: „Römer 11, 33.“ Als ich nachschlug, fand ich die Worte: „Wie gar unergötzlich sind diese Gerichte und unerforschlich seine Wege!“

Und die folgende seltsam ergreifende Begebenheit fand ich auf den wenigen Blättern erzählt:

Seit zwanzig Jahren bin ich jetzt hier Pfarrer und habe mich nicht zu betragen. Als ich herkam, fand ich eine arbeitsame Bevölkerung vor, die wochentags rüchtig schaffte und sich des Sonntags, soweit es anging, nicht vergeblich von den Glöckern ruhen ließ. Schneller, als man es erwarten dürfte, blühte die Stadt auch auf. Die weitere Entwicklung der nahen Bergwerke tat das ihre dazu: große Fabriken wurden angelegt, ein starker Strom von Arbeitern ward der Einwohnerzahl zugefügt. Und ob sich auch eine Menge Elemente darunter befanden, die der Kirche feindlich gesinnt waren, so kam ich im ganzen doch gut mit den Leuten aus, und manch einer hat mit in meinem Studierzimmer sein Herz ausgegüßelt. Am meisten freute es mich stets, wenn spät abends noch ein Arbeiter kam, was nicht selten geschah. Denn die meisten stammten aus den Dörfern des Kreises und bewahrten ihrem alten Pastor, der sie konfirmiert hatte, ein bißchen Anhänglichkeit. Weil sie damals, wo es noch keine Sonntagsruhe gab, in die Kirche selbst nur selten kommen konnten, so klopfen sie wohl nach Feierabend manchmal an meine Tür.

Eines Abends — es sind nun auch schon viele Jahre her — sah ich bei der Lampe über dem Predigtband eines berühmten Berliner Kanzelredners. Das Buch steht heute noch in meiner Bibliothek von den anderen gesondert, und in ihm liegt als sonderbares Lesegeräth ein alter Briefumschlag, den ich damals in der Eile ergriff. Ich hatte den Tag viel zu tun gehabt und war etwas müde. So mußte ich wohl ein Klopfen an der Tür überhört haben. Und ich sah erst auf, als die Lampe zu blaken begann und ein empfindlicher Zug mich traf.

In der offenen Tür stand ein Mächtig sein und hatte ein graues Umfalten über Kopf und Schultern. Ich konnte es nicht genau sehen, denn an der Tür war's dämmerig, und meine Augen schienen durch das Lesen auch angezogen zu sein.

„Nun, gute Frau, was wollt Ihr denn?“ begrüßte ich sie und nicht ohne ermunternd zu.

„Ach, Herr Pastor, Sie möchten doch man gleich kommen — nach der Krongasse — da möcht' ein Sterbender das heilige Abendmahl.“ — Krongasse 23 — aber es muß gleich sein, nicht erst morgen. Wenn der Herr Pastor so gut wären —“

„Natürlich“, sagte ich schnell und stand auf, „ich komme sofort. In einem Augenblick bin ich fertig. Also Krongasse 23?“

„Ja, ja!“

Meine Frau dedte gerade den Abendbrotstisch. Sie half mir beim Umziehen. Und wie die Frauen nun einmal sind: selbst die meine, die mich durch so viel Jahre hindurch nun schon treueste Gefährtin war, konnte einen leichten Seufzer nicht unterdrücken, daß nun das schöne Essen kalt wurde.

Aber als sie hörte, daß ein Sterbender mich verlangte, trieb sie mich selber zur Eile.

Ich weiß, daß ich die Uhr zog. Es war halb acht. Dann trat ich, zum Witzgehen gerüstet, in mein Studierzimmer.

„Aber ich brachte den Satz nicht zu Ende. Denn das Zimmer war leer. Das Frauchen mußte schon gegangen sein. Vielleicht hatte die innere Angst sie nach Hause getrieben. Nun, ich wußte ja die Adresse: Krongasse 23.“

Die Krongasse lag am Ende der Stadt in der Nähe der Fabriken und ward fast nur von Arbeitern bewohnt. Zwischen wenigen Mietkasernen standen kleine Baracken, die gerade nur für eine Familie Raum boten. Und Nr. 23 schien wohl solche Baracke zu sein, denn die Frau hatte ja keinen Namen genannt.

Merkwürdig, daß ich auch nicht gefragt hatte! Ich sah mich um. Ein leichter Nebel lag in den Gassen, auf denen nur wenige Menschen zu erblickten waren. Plötzlich war mir, als ob ich das alte Frauchen in grauen Umfalten vor mir sähe. Ich ging schneller — wir konnten den Weg doch zusammen machen, und sie könnte mir ein paar Winkeln geben über die arme Seele, die bald zur ewigen Heimat eingehen wollte. Aber ich holte mich getäuscht. Ein Schatten im Nebel schien mich irreführt zu haben.

Dabei fiel mir ein, daß das Mütterchen einen Dialekt gesprochen hatte, wie er hier im Umkreis nicht üblich war, so sehr er die schlesische Abkunft verriet. In diesem Dialekt konnte es liegen, daß die paar Worte, die es gesagt hatte, so merkwürdig fest in mir haften.

Endlich war die Krongasse erreicht. Richtig: Nr. 23 war eine Baracke. Zu jeder Seite der Tür ein einziges Fenster. Darüber noch ein Kiemetzel.

Die Haustür war verschlossen. Ich mußte klopfen. Kurz darauf ward ein altes Tuch, das als Vorhang diente, vom Fenster zurückgeschoben, ein Flügel geöffnet, und ein buschiger Kopf kam zum Vorschein.

„Wer ist da?“

„Laufend, Herr Pastor, wo kommen Sie den noch so spät her?“

„Ich bin zu einem Sterbenden gerufen.“

„Zu einem Sterbenden? Ne, Herr Pastor, da treten Sie sich aber in der Hausnummer! Hier ist alles gesund.“

„Ja, ist hier nicht Krongasse 23?“ fragte ich erkaut.

„Stimmt! Aber das mit dem Sterbenden — ne! Seit meine Frau in Breslau ist, wohn' ich hier allein im Hause, und ins Gras beißen möcht' ich noch lange nicht. Ueber mir wohnt noch der Franz Möller — na, und wenn ich alter Kerl noch nicht ans Sterben denke, so der erst recht nicht. Da haben Sie sich gründlich verpörrt, Herr Pastor.“

Einen Augenblick ward ich hüßig. Aber die Worte des alten Mütterchens klangen mir förmlich im Ohr: Krongasse 23. Es mußte stimmen.

„Wah hat eine alte Frau bestellt“, sagte ich deshalb ruhig. „Wohnt hier keine?“

„Vielleicht Mutter Pögel. Aber das ist weiter rauf: Nr. 21. Da mag's wohl stimmen. Der alte Pögel liegt schon seit Wochen auf den Tod. Na, adios auch, Herr Pastor.“

Er wollte das Fenster schließen, und ich dachte schon daran, in Nr. 21 anzufahren, als ich in plötzlichem Entschluß und um mein Gewissen vollständig zu beruhigen, sagte: „Lassen Sie mich doch ein. Ich will mal zu dem andern nach oben. Vielleicht ist doch etwas passiert.“

Halb lachend, halb brummend schloß er auf und ging ohne Gruß in seine Stube jurück. Mühsam kletterte ich die steilen Stufen empor. Oben jündete ich ein Streichholz an, bei dessen flackerndem Licht ich die Tür entdeckte, auf der groß in Kreide geschrieben stand: „Franz Möller“ — die Visitenkarte der armen Leute.

Auf mein Klopfen röh ein junger Bursch die Tür auf. Aus dem großen, halb geöffneten Bollhemd schimmerte die nackte kräftige Brust. Er schien anfangs der Zwanziger zu sein und hatte gerade kein feines, aber ein offenes und ehrliches Gesicht, das durch einen gewissen Kindheitszug noch gewann.

Es folgte dieselbe Szene wie unten. Auch er war weder krank, noch hatte er die alte Frau gefandt. Schon wollte ich erdgütig umkehren und halte bereits „Guten Abend“ gesagt, als er plötzlich, ein wenig schüchtern und verlegen, mich zurückrief.

„Ich hätte eigentlich eine Bitte, Herr Pastor. . . nehm'n Sie's man nicht übel. . . ich dachte nur, weil Sie doch mal hier sind. . . und Sie waren ja auch zu dem alten Schwarz aus der Fabrik so freundlich. . . da könnten Sie doch vielleicht. . . vielleicht. . . na sehen Sie, Herr Pastor, am Sonntag komme ich ja doch nicht in die Kirche, da muß unferns Nest reinigen und die Maschinen schmiereln und weiß Gott was. Wie ein Ferkel sieht man bis Mitttag aus. Und dann zieht man sich so leidlich proper an und geht in die Gassen aus. Das ist auch alles. Und weil ich ein wenig nicht hinkomm' und man schließlich doch auch mal wieder das heilige Abendmahl nehmen möcht', da bit' ich recht schön, vielleicht, daß der Herr Pastor mir's jetzt gibt.“

Der kindliche Zug ward stärker als vorhin in seinem Gesicht zum Vorschein gekommen, und seine gutmütigen braunen Augen sahen mich in

ehrlicher Bitte an. Als er mein erstauntes Gesicht sah — ich mag auch den Kopf geschüttelt haben — sagte er, ehe ich ein Wort erwidern konnte: „Nu ja, ja. . . das geht wohl nicht. Dann nehmen Sie's man nicht übel. Zu Hause mußten wir immer in die Kirche, da trieb die Mutter schon, und das Jahr, das ich nach der Konfirmation noch im Dorf war, nahm sie mich auch immer zum Abendmahl mit. Nun hab' ich's schon nicht mehr bekommen, seit ich in der Fabrik bin. Und das werden so der Jahre drei auch schon her sein.“

Wie war bei seinen Worten merkwürdig zumeut geworden, gerade als dürfte ich hier nicht nach dem Buchstaben gehen und müßte der armen Seele den Herzenswunsch erfüllen. Aber noch regten sich in mir Bedenken.

„Das heilige Abendmahl“, gab ich ihm zur Antwort, „heißt auch das Sakrament des Altars. Nur dem dort der Diener der Kirche es bringen, der in Todesnot schwebt und selbst nicht mehr vor den Altar treten kann. Außerdem ist eine stille Vorbereitung durch Gebet und Beichte.“

„Herr Pastor“, unterbrach er mich und seine Augen leuchteten, „Sie werden es mir geben.“

Ob er aus meinen Worten den eigenen Herzensdrang herausgehört hatte — es war eine freundliche Gewisheit in seiner Stimme, und wie von dieser seltsamen Gewisheit bezogen, nickte ich und sagte: „Ja!“

Er atmete tief auf, entschuldigte sich für einen Augenblick und trat hinter einen Vorhang.

Da stand ich nun allein, und es war mir so seltsam zumeut wie fast nie in meinem Leben.

Das Zimmer, in dem ich mich befand, war niedrig. Wenn man den Arm ausstreckte, berührten die Fingergipfel die Decke. Bei dem Lampenlicht, das recht sparsam leuchtete, sah man wenig genug. Hier ein roher Tisch, dort ein Stuhl, da ein Bett, darüber an der Wand, wenn ich recht sah, ein Bild, und an die Tür genagelt ein paar Illustrationen aus billigen Zeitschriften.

Es dauerte nur eine kleine Weile, da kam Franz Möller wieder zum Vorschein. Er hatte den schwarzen, etwas ausgegachten Sonntagsgrod angelegt und sich so gut als möglich in der Eile ausstaffiert. Sein Gesicht war ernst und feierlich. In schwerer Ehrfurcht streifte sein Blick den Tisch.

Nun, wir haben gebetet und die Kirchenbeichte gesprochen. Er tat es inbrünstig. Dann reichte ich ihm das heilige Abendmahl. Und so gewis ich einst eine selige Sterbestunde erhoffte — nie war mir feierlicher und reiner zumeut und in keiner Kirche hab' ich mich unserm Herrn und Heiland so nahe gefühlt, wie in dieser Arbeiterwohnung.

Franz Möller ließ es nicht zu, daß ich allein ging. Wenigstens wollte er mich durch die Arbeitergassen begleiten. Ich erlaubte es gern. Unterwegs fragte ich in Nr. 21 nach Niemand wußte etwas; dem alten Pögel ging es besser; seine Frau war nicht bei mir gewesen. So machte ich mich mit dem Gedanken vertraut, das Opfer eines tohen Wibes geworden zu sein. Ein Pfarrer in einer Stadt, wo mancherlei Elemente hausten, muß auch alles gefast sein und es ertragen lernen. Und wenn ich das stille frohe Gesicht des jungen Arbeiters sah, tat mir der Weg auch nicht leid.

Am nächsten Vormittag stürzte meine Frau aufgeregt ins Zimmer. Unfrei Lokalzeitung hatte ein Extrablattchen ausgegeben. Es ist noch heut in meinem Besitz. In seinem Druck darauf die Meldung, daß früh um achteinhalb Uhr in der großen Fischen Fabrik eine Kesselexplosion stattgefunden hätte, bei der der Arbeiter Franz Möller getötet und ein anderer schwer verwundet wäre.

Ich habe nur eins noch hinzuzufügen: Zum Begräbnis kam der Bruder herüber, der einige Meilen nach Norden zu als kleiner Kötner sein Dasein fristete. Ich sah ihn erst am Grabe, und nach meiner Rede — mir zitterte die Stimme dabei — trat er auf mich zu und drückte mir verlegen die Hand. Ich sprach ihm vom Trost zu und begleitete ihn vom nahen Kirchhof zur Stadt. Sofort beim ersten Worte aus seinem Munde erkannte ich den Dialekt. Ich hette ihn an jenem Abend gehört, als ich nach der Krongasse 23 gerufen worden war. Franz Möller selbst hatte ihn nicht gesprochen — die drei Jahre hier in der Fabrik hatten ihn verwandelt.

Mein Herz schlug bei jedem Worte, das ich mit dem Bruder des eben Eingefallenen redete. Fast unwillkürlich lenkten sich meine Schritte nach der Krongasse.

„Sieh, sieh“, sagte der Arbeiter, der mir damals geöffnet hatte, „nu haben Sie doch recht gehabt, Herr Pastor. Ich verließ das nicht.“ — Meine Antwort ist mir entfallen. Ich weiß nur noch, daß er mir verwundert nachsah, als ich mit dem Bruder die steilen Stufen emporstletterte.

So sah ich also das Zimmer wieder. Jetzt war es heller Nachmittag, alles lichtbeschienen und freundlich. Die Illustrationen klebten noch an der Tür, überm Bett hing noch das Bild, das ich damals in der schwa-

chen Beleuchtung nicht hatte erkennen können.

Ich ging näher. Am Bettposten hielt ich mich, so zitterten mir die Knie. Das Bild stellte die alte Frau dar, die mich nach der Krongasse Nr. 23 gerufen hatte. Der Bruder des Verstorbenen war aufmerksam geworden.

„Warum kam sie. . . denn nicht zum Begräbnis?“

„Ach, Herr Pastor, das sind nun ja auch schon drei bis vier Jahre her, daß sie tot ist. Deshalb hat ja der Franz fortgemüßt.“

Ich fragte nicht mehr. Aber ich mußte fortwährend das Bild betrachten.

„Uebrigens — ich hab' zu Hause noch eins — ganz genau so. Wenn der Herr Pastor vielleicht. . . vielleicht. . .“

Er bekam es nicht heraus. Ich mußte ihm helfen. So kam das Bild in meinen Besitz. Es hängt in seinem alten gewöhnlichen Papprahmen an der Wand neben meinem Schreibtisch.

Das ist alles, was ich zu erzählen habe.

Der Kranz.

Stizze von Herta Kube.

Kenne konnte nicht widerstehen. Sie lief mitten hinein in die Blumenwiese und setzte sich zu dem gelben Löwenjahn und den vielen tausend Gänseblumen.

Kingsum brannte und duftete der Sommer, Heimgelächert war da und ein tiefblauer Himmel.

Kenne war jung, achtzehn Jahre, schlant, blond. Sie trug einen großen Hut mit schwarzem Samtband am Arm und hatte lange Zöpfe mit himmelblauen Schleißen.

Im nahen Fluß jauchzten badende Kinder, Sommer, warmer, blühender Sommer ringsum in einer so friedlichen Landschaft, als gäbe es in dieser Sommermonat nirgend den großen Krieg mit seiner Not.

Kenne flocht einen kleinen Kranz aus den Gänseblumen und ließ ihn gedankenlos auf der Spitze ihres Zeigefingers hin- und herschaukeln. Sie sah wohl da, wie eine Eidechse auf einem sonnenwarmen Stein.

Kenne war die einzige Tochter des Amtmannes zu Mariendorf.

Sie sperrte ihre blauen Augen weit auf, als sie den Anfang las: „Ihr Bräutigam, Peter Schwenndt.“

Sie wollte lachen, aber es ging nicht recht. Sie nahm den kleinen Kranz mit den braunen Fäden und die Karte behutsam aus dem Umschlag heraus und legte sie vor sich hin.

„Er starb den Helidentod fürs Vaterland“, der Peter, so stand es da. Sie erinnerte sich so gut, wie er verlegen und vorsichtig ihren kleinen Kranz zum Schutz mitnahm. Nun war er doch gefallen. Sie hatte ihm ein Feldpostpäckchen schicken wollen und hatte es vergessen. Nun war er tot.

„Nach mir tut keiner fragen, Frau'n. Es braucht dann keiner weinen, wenn ich fall'!“

Und sein Kamerad schrieb: „Er starb den Helidentod fürs Vaterland.“ Scheu nahm Kenne den kleinen Kranz mit der braunroten Seide in ihre Hand.

Und auf einmal rollten die Tränen auf ihn herunter, und Kenne weinte um den Mühlhospeter wie um einen Bruder oder nahen Freund.

Endlich nahm sie Kränzlein und Karte, stieg in ihre Stube hinauf und nagelte beides dort an der Wand fest.

Sie wollte Peter Schwenndt und seinen Helidentod nicht vergessen. Zum Guten sollte sie das Kränzlein mahnen, stets zum Guten.

„Sieh her, mein Jungchen,“ und triumphierend schwenkte Max Urban, ein dicker, kleiner Pommer, das Bild seiner Braut hin und her.

Peter Schwenndt wurde rot. Er zog langsam aus der inneren Tasche seines Rockes den kleinen Kranz und hielt ihn vorsichtig auf der flachen Hand vor sich und seinen Kameraden hin.

„Das ist von meiner Braut zum Abschied“, sagte er leichtsin. „Sie heißt Kenne Vormeister und wohnt in Mariendorf.“ Er zog ein Zettelchen mit Kennes Namen heraus. „Ich will ihr gerad' heut' noch schreiben.“

Peter Schwenndt stand auf und ging mit abwesendem Blick von den Kameraden fort, hockte sich hin und schrieb eine Karte an Kenne, die er dann aber nicht abzuschicken wagte.

„Liebe Kenne!“

Aus dem Schillinggraben sendet Dir viele Grüße

Dein Peter Schwenndt.

Peter Schwenndt mochte noch einen heißen Sturmangriff unterwindet mit. Aber dann, in der Talmulde der Bimphöhe erlitt ihn sein Schicksal. Eine Kugel ging durch Kranz und Karte gerade in sein Herz. Das Blut floß über den kleinen Kranz und färbte ihn an der einen Seite braunrot.

Max Urban kämpfte an Peters Seite und sah den Kameraden jalen. Er hatte den stillen, ersten Burfschen gern gemocht. So nahm er dem Toten später Kranz und Karte von der Brust, tat beides in einen Umschlag und schrieb Kenne Vormeister, „der Braut“, einen Brief.

„Wertes Fräulein!“

Ihr Bräutigam, Peter Schwenndt, starb hier draußen den Helidentod fürs Vaterland. Ich fand auf seiner Brust Ihren Kranz und die beiliegende Karte. Sein Blut ist darüber geflossen. Ich sende Ihnen hiermit Kranz und Karte zu. Vielleicht ist Ihnen das Andenken ein kleiner Trost. Mit Gruß

Max Urban, Ihres Peters Waffenbruder.“

Kenne Vormeister sah im Garten unter einem dreißigtigen Wahnbaum und spielte mit einem kleinen, gelben Dackelhund, als sie den Feldpostbrief erhielt.

Sie sperrte ihre blauen Augen weit auf, als sie den Anfang las: „Ihr Bräutigam, Peter Schwenndt.“

Sie wollte lachen, aber es ging nicht recht. Sie nahm den kleinen Kranz mit den braunen Fäden und die Karte behutsam aus dem Umschlag heraus und legte sie vor sich hin.

„Er starb den Helidentod fürs Vaterland“, der Peter, so stand es da. Sie erinnerte sich so gut, wie er verlegen und vorsichtig ihren kleinen Kranz zum Schutz mitnahm. Nun war er doch gefallen. Sie hatte ihm ein Feldpostpäckchen schicken wollen und hatte es vergessen. Nun war er tot.

„Nach mir tut keiner fragen, Frau'n. Es braucht dann keiner weinen, wenn ich fall'!“

Und sein Kamerad schrieb: „Er starb den Helidentod fürs Vaterland.“ Scheu nahm Kenne den kleinen Kranz mit der braunroten Seide in ihre Hand.

Und auf einmal rollten die Tränen auf ihn herunter, und Kenne weinte um den Mühlhospeter wie um einen Bruder oder nahen Freund.

Endlich nahm sie Kränzlein und Karte, stieg in ihre Stube hinauf und nagelte beides dort an der Wand fest.

Sie wollte Peter Schwenndt und seinen Helidentod nicht vergessen. Zum Guten sollte sie das Kränzlein mahnen, stets zum Guten.

Ein Feldpostbrief an den Stammtisch.

Ihr Brüder von der Stammtischrunde, port zu! Verzeiht meine Kunde, die Karte aus dem Kreis euch sagt, Der Tag und Nacht ich müht und plagt.

Der Poiten steht, Patronische reitet Und Anstien Indu, Aolatenbrut, Wensal! — Krugel — Hart, der hat 'ne Bunt!

Scharf ist der Sabel und das Pferd ist hoch!

Und wo Manen nenen, gibts „Meinhol“!

Wir Landwehr an dem Offizierstand, Wir schaffen die Brut und Wand, Und hant sie, daß die Feien fliegen Und daß sie bald zu Boden liegen. Drum ihr nur weiter in der Kunde, „Begeth“ jede Siegesstunde, Und denkt an die, die draußen sieh'n, Und Bier und Tabak selten sehn.

— Beim Arg. „Herr Doktor leben, ich bin nicht gesund. Ich fühle eine große Schwäche in den Händen. Nehen Sie nur, wie mir die Hände zittern.“

„Sie dürfen unbedingt nicht so viel reden.“

— Verkannt. „Vater, der Weper hat mir geschickt 50 Dollar, daß ich nicht soll ausjagen gegen ihn.“

„Und hast Du genommen das Geld?“

„Was denkst du mir? Ich hab's ihm zurückgeschickt mit 'n groben Brief.“

„Heißt'n ehlicher Mensch!“

„. . . und hab' gefordert für mein Schwelgen — 100 Dollar!“

„Ne ja!“